

Erinnerung an
Immanuel Kant
zum 200. Todesjahr

„Sapere aude“
Rita Anna Tüpper

Im zu Ende gehenden Kant-Jahr, 200 Jahre nach dem Tod des großen, im Jahre 1724 geborenen Philosophen, ist seiner allseits gedacht worden. Die Würdigungen kamen von Politikern und Philosophen und reichten bis zur theologischen Anerkennung durch Karl Kardinal Lehmann, der sich am 31. Dezember 2003 unter dem Titel „Im Fegefeuer der Kritik“ in *Die Zeit* zur Vereinbarkeit der kritischen Methode der Transzendentalphilosophie mit dem religiösen Glauben äußerte. Diese Anerkennung wirkt immer noch spektakulär, weil die frühe Kant-Rezeption ihn zu seinen Lebzeiten aufgrund seiner Metaphysikkritik als „Alleszermalmer“ (Moses Mendelssohn) empfand und seine Werke über Jahrhunderte auf dem kirchlichen Index standen.

Die *Neue Zürcher Zeitung* fragte im Februar 2004 „Ist Immanuel Kant noch unser philosophischer Zeitgenosse?“ Unter den acht verschiedenen hierauf gegebenen Antworten fällt diejenige Otfried Höffes am eindeutigsten positiv aus, der in Zeiten der Globalisierung das kulturübergreifende, antiimperialistische Denken Kants und seine inter- und transkulturell gültige Argumentation als Leitfaden moderner Reflexion anerkennt (siehe auch Otfried Höffe, *Kants Kritik der reinen Vernunft. Die Grundlegung der modernen Philosophie*, 2003). Auch wenn andere Stellungnahmen diese Einschätzung relativieren, so zeigen doch die prominenten Auseinandersetzungen mit der genannten Fragestellung 223 Jahre nach dem Erscheinen der *Kritik der reinen Vernunft*

(1781), dass die kantische Denkbewegung ihren letzten Ausläufer noch lange nicht gesehen hat.

Julian Nida-Rümelin bemerkt unter anderem mit Bezug auf die analytische Philosophie sowie auf John Rawls und Jürgen Habermas: „Merkwürdigen nur, dass es immer mehr Kantianer gibt, gerade im Umfeld der englischsprachigen analytischen Philosophie... Kant ist an seinem 200. Todestag in der Philosophie vielleicht aktueller denn je...“

Der von Kant-Schülern begründete Deutsche Idealismus hatte indes die kantische Hinwendung zum Subjekt als dem Fixpunkt der Erkenntnis verabsolutiert und der streng kritischen Methode daher den Boden entzogen. So wurde in der Hochzeit der Kant-Rezeption seiner Philosophie durch Überhöhung jene kritisch-analytische Zielrichtung genommen, die in ihrer Gänze vielleicht erst heute verstanden werden kann.

Läuterung der Philosophie

Kant versuchte, die Philosophie zu läutern, indem er ihre Ansprüche auf Letztbegründung in die Schranken des begrenzten menschlichen Verstandes verwies. Er beschrieb die Komplexität menschlichen Erkennens, in dem sich Denken und Wahrnehmen verbinden, ohne dass bestimmte Inhalte dieses Erkennens den Status letzter Wahrheiten beanspruchen könnten. Doch auch dieses Streben der Vernunft nach gültigen und verlässlichen Antworten auf ihre Fragen nach dem Ursprung allen Seins, der Un-

sterblichkeit der Seele oder der Möglichkeit von Freiheit innerhalb der naturgesetzlichen Kausalketten ist in seinen Augen ein berechtigtes Bedürfnis. Trotz ihrer Unbeweisbarkeit gilt es, von den Ideen Gottes, der Seele und der Freiheit auszugehen.

Kant wendet sich in seiner Zeit sowohl gegen den Rationalismus, der auf die Erkenntniskraft der Vernunft vertrauend metaphysische Wahrheit durch schlüssige Argumentation nachzuweisen glaubt, als auch gegen den in England vorherrschenden Empirismus, der allein die Sinnesdaten zum Inhalt gültiger Erkenntnis erklärt.

Mit der berühmt gewordenen Formulierung, dass Anschauungen (die raumzeitlichen Formen des sinnlichen Wahrnehmens) ohne Begriffe leer sind und Begriffe ohne Anschauungen blind, beschreibt Kant die Verwobenheit und gewissermaßen gleichberechtigte Beteiligung beider Vermögen im Erkenntnisprozess. Wissenschaftliche Erkenntnis ist demnach nur möglich im Sinne naturwissenschaftlicher beziehungsweise mathematischer Aussagen. Kants Vorstellung ist dabei, dass die Funktionsweise des Verstandes als dem „Vermögen der Begriffe“ und diejenige des raumzeitlichen Wahrnehmens schon vor aller Erfahrung (*apriori*) festliegt.

Dunkles „Ding an sich“

Diese Voraussetzungen im Subjekt, die alle Erkenntnis erst möglich machen, will er in der *Kritik der reinen Vernunft* umreißen. So entwirft Kant eine Kategorientafel mit den Kategorien der Quantität, der Qualität, der Relation und der Modalität und darauf aufbauende Schematismen; diese bilden die Fundamente regulärer Verstandestätigkeit. Selbst, wenn sich der Verstand auf die raumzeitlichen Objekte der Welt richtet und demnach sichere Erkenntnisse hervorbringt, bleibt das so genannte „Ding an sich“ doch unangetastet. Das eigentliche Sein, das Platon zufolge

Immanuel Kant
Zeitgenössischer Kupferstich
nach einer Zeichnung
von Viet Hans Schnorr von Carolsfeld



im Licht des *nous* erhellt wird, muss nach Kant notwendigerweise im Dunkel bleiben, auch wenn es das zentrale ‚Objekt der Begierde‘ der menschlichen Vernunft ist.

Ausweg aus dem Selbstwiderspruch der Vernunft

Wie der Verstand das Vermögen der Begriffe ist, so basiert die Vernunft auf dem Urteilsvermögen, das sie jedoch nur regulativ, nicht konstitutiv einsetzen kann – das heißt, auf praktische Zwecke, nicht aber auf sichere Erkenntnisse richtet. Wenn auch die ersten Rezensenten der *Kritik der reinen Vernunft* eher die skeptischen Aspekte aufnahmen (*Göttingische gelehrte Anzeigen*, 19. Januar 1782), so sucht Kant doch die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit der Seele nur anders zu begründen und damit zu bewahren, nicht aber sie als zielführende und sinnstiftende Inhalte abzuschaffen. In den „Antinomien“ der Vernunft zeigt er, dass sowohl ihre Behauptung wie ihr Gegen-

teil beweisbar sind (also etwa die Aussagen, die Welt habe einen Ursprung und sie habe keinen Ursprung, sondern sei immer schon existent gewesen). Dem Menschen bleibt aber die Möglichkeit, Annahmen zu treffen, die sich zuletzt am Menschen selbst, dem Respekt vor seiner Natur und Würde messen lassen müssen.

Dass sinnvollerweise keine anderen Naturzwecke gedacht werden können als der Mensch selbst, zeigt Kant schließlich in der *Kritik der Urteilskraft*, dem Spätwerk unter den drei großen „Kritiken“ – eine Argumentation zugunsten des Selbstwertes menschlichen Lebens, die heute in der Debatte um Richtlinien der Genforschung wieder höchste Aktualität erlangt hat, wie insbesondere die Beiträge des Ethikratsmitgliedes Eberhard Schockenhoff unter anderem in der *Politischen Meinung* 11/2001 und 11/2004 deutlich machen.

Da, wo die dogmatische Philosophie der Scholastik Beweisführung anstrenge und der Skeptizismus in der Negation stecken blieb, fordert Kant die Aufgabe des Anspruches auf Wissen und ein menschenfreundliches Für-Wahr-Halten, das um seine mangelnde ontologische Fundierung weiß.

Platz für den Glauben

Im Vorwort der zweiten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* (1787) reagiert der Autor auf die Missverständnisse, die die Reaktionen auf die erste Ausgabe (1781) gezeigt hatten. Hier betont er, dass er das Wissen begrenzt habe, „um dem Glauben Platz zu machen“. Der bombastische Begriff der „Transzendentalphilosophie“, der letztlich nur auf ihre Aufgabe der Grenzziehung verweist sowie ihr komplexes System sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass Kant dem philosophischen Denken eine tief demütige Haltung abverlangt. Damit kränkt er jedoch nicht nur die philosophische Eitelkeit, sondern er hebt auch die Inanspruchnahme der Philosophie als Magd der Theologie aus:

Denn der Glaube, auf den Kant abzielt, ist nicht durch theoretische Lehrmeinungen definierbar. Kant wird daher auch heute gerne als Autorität gegen jede Art von Fundamentalismus zitiert. So, wie er (im Aufsatz „Was ist Aufklärung?“) das Subjekt in seinem an Horaz angelehnten Ausruf „Sapere aude“ (1784) – „Habe Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen“ – zum autonomen Fixpunkt des Denkens macht, so wird auch das Individuum zum eigentlichen Glaubensträger. Der Glaube wird mündig.

Der bestirnte Himmel

Glaubensinhalte im religiösen Sinne gehören für Kant in den Bereich des Persönlichen; seine überstrenge, pietistische Schulbildung machte ihn zudem Zeit seines Lebens gegen jede Art von religiösen Riten abgeneigt. Die Stoßrichtung seiner Philosophie ist aber – wenn auch nur mittelbar – in ihrem Kern gerade eine moralisch-religiöse, wie auch der exzellente Kant-Biograf Manfred Kühn jüngst feststellte (2003). Nietzsche veranlasste eben dieser Impetus zum Vorwurf einer untergründigen Christlichkeit der Kantischen Ausführungen.

Kant bekennt in der *Kritik der praktischen Vernunft* (1788): „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht...: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir... Ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewusstsein meiner Existenz.“ Zum Zentrum seiner praktischen Philosophie wurde der kategorische Imperativ, der verlangt, dass nur das zur Maxime des eigenen Handelns gemacht werden solle, von dem man wollen kann, dass es zum allgemeinen Gesetz wird. Sein wesentlicher Impuls ist die Anerkennung der Menschheit im anderen.

Der *Rheinische Merkur* titelte zum Kantjahr unter anderem „Gott ist nur noch für

die Ethik gut“. Dieser Titel bringt ein häufiges Missverständnis auf den Punkt, bei den Kantischen Ideen handele es sich quasi um Strohpuppen, die einen nützlichen Dienst erweisen.

Den Gedanken der Zweckbestimmung verbindet Kant aber nicht mit Nützlichkeitserwägungen, sondern mit den harmonischen Prozessen der Natur. Das Gefühl der Stimmigkeit innerhalb der Natur und des Ineinandergefügtseins der Naturvorgänge mit den menschlichen Erkenntnisvermögen ist gewissermaßen die Brücke zwischen Subjekt und Objekt. Der Mensch könnte sich ohne diese umfassende Verbindung nicht schlüssig und verständlich auf die ihn umgebende Welt beziehen. Das Empfindungsvermögen stellt so die Grundlage der Urteilsbildung dar. Die theologische Urteilskraft betrachtet die Natur, als ob sie nach bestimmten Zwecken geordnet und gefügt ist, von einem Schöpfer erschaffen.

Kant stellt der teleologischen die ästhetische Urteilskraft an die Seite: das Schöne, das im freien Spiel der Einbildungskräfte erfahren wird, ist durch interesseloses Wohlgefallen und „Zweckmäßigkeit ohne Zweck“ gekennzeichnet. Neben dem Denken und Glauben wird auch das Empfinden mündig, das im künstlerischen Ausdruck seinen selbstgesetzten Regeln folgt.

Politik und Moral

So wie die Vernunft von Kant in den Kontext der gesamten menschlichen Erkenntnisvermögen gestellt, von Hybris befreit und derart ins Gleichgewicht gebracht wird, so weist Kant auch den Philosophen eine neue Rolle zu: Sie sollen weder Philosophenkönige sein noch Mägde, sondern politische Berater. Hierzu seien sie besonders qualifiziert, so meint Kant in seiner letzten, großartigen Schrift mit dem ironischen Titel *Zum Ewigen Frieden*, weil sie ihrer Natur nach keine Klubs und Interessenverbände bilden würden. Des-

halb seien die Philosophen nicht in der Lage politische Propaganda zu betreiben. Im Falle etwa einer beabsichtigten Kriegsführung sei der Rat jener Unabhängigen von großer Wichtigkeit.

Diese politischste Schrift Kants, die 1795 kurz vor dem gänzlichen Nachlassen seiner geistigen und körperlichen Kräfte veröffentlicht wurde, offenbart die Intentionen des überzeugten Anhängers der Französischen Revolution im Klartext: Auch wenn ein endgültiger Friedenszustand nur als Erstarrung denkbar ist – der Titel „Zum ewigen Frieden“ entstammt, wie der Autor selbst erwähnt, einem Gasthausschild in Friedhofsnähe – gilt es doch, ihn zur Maxime politischen Handelns zu machen; ohne dieses Streben, das Kant als einen unendlichen Annäherungsprozess (bestenfalls eines weltweiten Völkerbundes) an die Maxime vorstellt und das nur von Republiken zu erwarten ist, verfehlt Politik ihre Aufgabe.

Kant weist nach, dass die Entkopplung von Politik und Moral erstere zur Farce degradieren würde. Dabei ist er Realist genug, zu erkennen, dass beides niemals wirklich zur Deckung gebracht werden kann – es sei denn um den Preis eines politischen Moralismus, den Kant für korrumpiert hält: dieser lasse sich per se durch die Vermischung beider Geltungssphären von (wenn auch verdeckten) politischen Absichten leiten. Um so deutlicher aber fordert Kant den moralischen Politiker, der trotz der notwendigen Kompromisse im Konkreten sich damit nicht zufrieden gibt und nicht nachlässt in seinem auf das Wohl des Staates und seiner Bürger gerichteten Streben. Der Radikalität der platonischen Gerechtigkeitsforderung steht Kant nicht nach; ihre günstigsten Umsetzungschancen sieht er aber in der richtigen Aufgabenteilung statt in der Vervollkommnung auserlesener Individuen. Die Politik wird selbstverantwortlich – mithilfe unbestechlicher Beratung.